

«Vernunft kann nie schaden»

Monika Wirth

Angelika Krebs möchte mit ihrer Forschungsarbeit dazu beitragen, Antworten auf Fragen unserer Zeit zu finden – am liebsten in regem Disput. Ein Porträt der Philosophieprofessorin.

Die 27. Interpretation von Kant interessiert Angelika Krebs nicht. Die Philosophin befasst sich mit jenen Themen, die heute viele Menschen beschäftigen: dem Umgang des Menschen mit der Natur, der Vision von sozialer Gerechtigkeit, der gesellschaftlichen Anerkennung von Familienarbeit oder der Liebe. «Ich möchte mir meine Themen von der Philosophiegeschichte nicht vorgeben lassen», sagt sie: «Ich verstehe Philosophie als Beitrag zur Aufhellung von drängenden Fragen unserer Zeit.» Damit stellt sie sich in die Tradition der problemorientierten, «analytischen» Philosophie des angelsächsischen Raums, die sie in prägenden Studienjahren in Oxford und Berkeley kennen lernte. In Basel genießt sie es jetzt, in einem überschaubaren Lehrbetrieb und in den Räumlichkeiten am Nadelberg zu philosophieren, an einem Ort, «wo die Häuser wie alte Bäume stehen».

Doch die Behäbigkeit der mittelalterlichen Umgebung färbt nicht auf ihre Arbeit ab. «Ich habe bewusst ein anderes Philosophieverständnis als viele meiner Kolleginnen und Kollegen», sagt die 43-Jährige. «Ich möchte kontrovers sein mit meiner Philosophie, ich will aktuelle Fragen angehen, bei denen die Antwort noch nicht klar ist.» Dazu gehört das Thema Natur – «Mich beschäftigt, dass uns so viel verloren geht» –, aber auch und immer wieder die Liebe.

Liebe und Gerechtigkeit Liebe schenke und frage nicht, was sie zurückbekomme, behauptet die traditionelle Philosophie der Liebe. Doch dieser altruistische Liebesbegriff vertrage sich schlecht mit den Ansprüchen auf Anerkennung von Arbeit in

Liebesbeziehungen, schreibt die Philosophin in ihrer Habilitationsschrift. Anstelle des aufopfernden Füreinanders rückt Krebs das Tätigsein *mit* dem andern in den Vordergrund und will auch den Aspekt des Tauschs, der durchaus dem Eigeninteresse dienen darf, nicht ausklammern. «Etwas miteinander tun, zum Beispiel einen Tango tanzen, ist keine Unterkategorie von etwas füreinander tun, sondern eine eigene Praxisform», meint sie.

Von hier aus ist es kein grosser Schritt mehr zur Forderung, Familienarbeit ökonomisch anzuerkennen, was heisst: mit Geld zu bezahlen. Denn die Erziehung von Kindern sei eine Investition in unser aller Zukunft, Familienarbeit stehe im Rahmen des gesellschaftlichen Leistungsaustauschs, stelle ökonomische Arbeit dar und sei also auch wertzuschätzen, argumentiert die Philosophin und hält fest: Die Anerkennung von Arbeit ist ein Menschenrecht. «Wer in einer Arbeitsgesellschaft seinen vollen Arbeitsbeitrag leistet, aber behandelt wird, als arbeite er gar nicht, wird sozial ausgeschlossen.»

Aus diesen Gedanken ergibt sich das philosophische Grundthema Gerechtigkeit wie von selbst. Gerechtigkeit, betont Krebs, sei nicht mit Gleichheit zu verwechseln. Ziel der Gerechtigkeit sei nicht die Angleichung der Lebensaussichten aller, sondern die Ermöglichung eines würdevollen Lebens für alle, und dieses Ziel lasse auch Platz für Eigenverantwortung, Leistung und Parteilichkeit.

Woher holt sich die Frau ihre Beobachtungen? Einerseits aus der Literatur, Thomas Hürlimanns «Das Gartenhaus» zum Beispiel oder «Anna Karenina» seien ergiebig, andererseits aus Soziologie, Ökonomie und Rechtswissenschaft. «Natürlich berühren mich meine philosophischen Themen auch immer persönlich.» Bei einem Pflegefall in der Familie konnte sie zum



Prof. Angelika Krebs, 1961 in Mannheim geboren, ist seit 2001 Ordinaria für Philosophie an der Universität Basel. Nach dem Grundstudium in Freiburg/Br. in Philosophie, Deutscher Literatur und Musikwissenschaft wechselte sie ans New College der Universität Oxford. Weitere Stationen ihrer wissenschaftlichen Karriere waren die Universitäten Konstanz, Berkeley, Frankfurt, Zürich, das Van-Leer-Institut in Jerusalem sowie die Uno in Stockholm. 1993 promovierte sie mit «Ethics of Nature» in Frankfurt, wo sie 2001 mit der Schrift «Arbeit und Liebe» auch habilitierte. Mit ihrer Berufung nach Basel trat sie die Nachfolge von Prof. Annemarie Pieper an (Bild: Andreas Zimmermann).

Beispiel von Nahem miterleben, was es bedeutet, jemanden rund um die Uhr zu pflegen. «Und ich habe auch gesehen, was es heisst, wenn die Gesellschaft ihre Verantwortung dafür nicht übernimmt.»

Das philosophische Nachdenken über Liebe beeinträchtigt die Spontaneität in einer konkreten Liebesbeziehung übrigens nicht. Im Gegenteil, es schärft die Wahrnehmung und weckt ein tieferes Verständnis für die Zweierbeziehung, der heute oft die ganze Verantwortung für das Lebensglück aufgebürdet werde. Krebs lebt, wie viele Wissenschaftlerinnen, eine Wochenendbeziehung. Die Probleme, welche eine solch reduzierte Form des Miteinanders aufwirft, müsse man vernünftig, offen und konstruktiv angehen. «Vernunft kann nie schaden. Gerade in der Liebe.»

Kultur der Zurückhaltung In Basel ist ihr aufgefallen, dass die Schweizer Studentinnen im Vergleich zu jenen in den USA und in Deutschland weniger selbstbewusst auftreten. Hier gäbe es noch eine ganze Menge zu tun, um die Frauen zu stärken, meint Krebs. Doch eine gewisse Zurückhaltung beobachtet sie auch bei den männlichen Studierenden. «Man pflegt eine Kultur der zurückhaltenden Gesprächsführung», sagt sie. Das sei ihr zwar viel sympathischer als Angeberei und Ellbogen. Doch es liegt auf der Hand, dass dies für eine Frau, die die Philosophie als Stachel versteht, nicht einfach zu handhaben ist. «Man will hier nicht hervorragen. Ich habe mich schon gefragt, ob Mut in der Schweiz keine hoch bewertete Tugend ist», sagt Krebs. Aber sie habe sich in den letzten Jahren für eine Reform der Lehre nach Oxforder Modell eingesetzt – keine Referate in den Seminaren, keine reinen Vorlesungen, sondern Tutorials oder andere interaktive Formen der Lehre. Und die Reform habe schon Früchte getragen: «Für die Philosophie muss man seine Argumente im Gespräch erproben.»

Und man müsse sich erst mal zutrauen, die ganz grossen Fragen zu stellen: Was ist Wahrheit, was ist Gerechtigkeit. Traut sie sich das? Die Professorin lacht, bejaht und erzählt, dass ihr bisheriger Weg nicht immer einfach gewesen sei, ihr Studium in Oxford habe sie sich erkämpfen müssen. Mit Trägheit jedenfalls hat sie nicht viel am Hut. Dies macht es ihr auch dann und wann schwer, sich in der Fakultät hochschulpolitisch so einzubringen, wie sie das möchte. «Manchmal fehlt es mir hier an rationaler Streitkultur und am «commitment» zur Exzellenz», sagt sie. Nun steht ab September ein Forschungsjahr in Princeton (USA) an.

Und was bedeutet ihr Sprache? «Bei der Sprache ist mir die Klarheit wichtig, ihr würde ich nichts opfern», sagt Krebs. Doch wenn ein Punkt einmal analysiert sei, dürfe man ihn gern plastisch vermitteln und sich dafür sprachlich überall bedienen. «Ich habe immer unter sprachlicher und gedanklicher Oberflächlichkeit gelitten. Das treibt einen in die Philosophie.» ■

Monika Wirth ist freie Journalistin in Basel.